

Dieser Artikel ist Teil des
Open Source Jahrbuchs 2006

Bernd Lutterbeck
Matthias Bärwolff
Robert A. Gehring (Hrsg.)

Open Source
Jahrbuch 2006

Zwischen Softwareentwicklung und Gesellschaftmodell

erhältlich unter www.opensourcejahrbuch.de.

Die komplette Ausgabe enthält viele weitere interessante Artikel. Lob und Kritik zu diesem Artikel sowie weitere Anregungen können Sie uns einfach und unkompliziert mitteilen per E-Mail oder auf www.opensourcejahrbuch.de/feedback/.

Einleitung

ENRICO HARTUNG



(CC-Lizenz siehe Seite 499)

Im Handwerk der Antike und des Mittelalters war das Geheimhalten von Erfindungen für ein Unternehmen überlebenswichtig. So wurde die Funktionsweise bzw. die Zusammensetzung von Erfindungen von Generation zu Generation weitergegeben, was dazu führte, dass Wissen aufgrund mangelnden Nachwuchses verloren gehen konnte. Erst als die europäische Oberschicht erkannte, wie wichtig ein florierendes Gewerbe und Handel für den Wohlstand eines Reiches sind, begann sie das Handwerk zu fördern. So vergab der englische König im 14. Jahrhundert Patente an ausländische Handwerker, um Wissen in sein Land zu holen und dieses dann auch zu erhalten. Den freien Handwerkern wurden damit Privilegien erteilt, die sie benötigten, um neben den einheimischen, streng geregelten Zünften bestehen zu können. Sie waren aber mit der Verpflichtung verbunden, ihre Fertigkeiten an Lehrlinge weiterzugeben. Ab dem 15. Jahrhundert konnten diese Patente Monopole enthalten. Ähnliche Entwicklungen gab es auch im Süden Europas, hier verlangte man zur Erteilung eines Patents vom Antragsteller eine Funktionsbeschreibung seiner Erfindung. Auch hier war das Ziel, dass Wissen nicht verloren geht – dass es der Allgemeinheit erhalten bleibt. So entwickelte sich in Europa und Amerika ein Patentsystem, das Patentinhabern ein zeitlich begrenztes Monopol zusicherte, um entstandene Investitionskosten zu decken und Mittel für neue Erfindungen zu erwirtschaften.¹

Dieses Verfahren der Wissenssicherung versucht man heutzutage auch auf Software anzuwenden. Allerdings argumentieren die Gegner von Softwarepatenten, dass Patente nicht für die Bedürfnisse der schnelllebigen Softwarebranche geeignet sind. Sie halten den bestehenden Schutz durch das Urheberrecht für ausreichend.² Auch zeigt die Erfahrung, dass viele Funktionsbeschreibungen in Softwarepatenten kaum die ursprüngliche Funktion einer öffentlich verfügbaren Anleitung zum „Nachbau“ erfüllen. Aber auch das Urheberrecht sieht keine Angabe einer Beschreibung der Funktionsweise einer Software vor.

¹ Siehe hierzu „Entstehung des Patentwesens“ von Wolfgang Pfaller unter <http://wolfgang-pfaller.de>.

² Weiterführende Informationen hierzu gibt es unter <http://www.nosoftwarepatents.com/de/m/basics/index.html>.

Wie soll nun jedoch das Wissen der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt und gleichzeitig der Erfinder angemessen entlohnt werden? Geschäftsmodelle, die auf Freigabe des Quellcodes beruhen, bieten eine gute Möglichkeit, diesen Spagat zu meistern. Sie stellen einerseits sicher, dass das Wissen frei zugänglich ist und ermöglichen es andererseits dem Erfinder, z. B. mit Dienstleistungen einen Gewinn zu erzielen.

Dass dies wirklich funktioniert, zeigen Unternehmen wie MySQL, Red Hat oder Zend, deren Geschäftsmodelle auf Open-Source-Software basieren. Sie haben die Wettbewerbsvorteile von Open Source genutzt und sich erfolgreich am Markt positioniert. Aber nicht nur für Unternehmensgründer ist diese Art von Geschäftsmodell interessant. Es ist durchaus sinnvoll, proprietäre Software (*closed source*) in Open-Source-Software umzuwandeln, wie das Beispiel OpenOffice zeigt: Nach der Übernahme des deutschen Unternehmens Star Division stellte Sun dessen Hauptprodukt StarOffice unter dem Namen OpenOffice als Open-Source-Software frei zur Verfügung. OpenOffice verbreitete sich rasant und stellt nun eine reale Konkurrenz zu Microsoft Office, dem Marktführer, dar.

Aber was muss man bei einer solch radikalen Änderung des Geschäftsmodells beachten? Und wie reagiert die Konkurrenz? Genau auf diesen beiden Fragen baut dieses Kapitel auf. Als Antwort erhält der Leser Einblicke in die Umstrukturierung zweier Softwareunternehmen und erfährt, wie ein Gigant der Branche auf den „Konkurrenten“ Open Source reagiert.

Den Anfang macht Raju Bitter. Er stellt in seinem Artikel Laszlo Systems vor, eine kleine Softwarefirma aus Kalifornien, die den Sprung hin zu Open Source gewagt hat und sich so auf einem Markt, der von Marken wie Macromedia dominiert wird, behauptet.

Ein paar Nummern größer ist Novell. Doch auch Novell hat seine Strategie in Richtung Open Source neu ausgelegt. Das Softwareportfolio wurde mit Linux-Distributionen aufgestockt und das Dienstleistungsangebot in diese Richtung erweitert. Volker Smid, Novell-Geschäftsführer für Zentraleuropa, beschreibt in seinem Artikel, wie diese Umstellung vonstatten ging. Novell ist es mit diesem Strategiewechsel gelungen, seine Wettbewerbsposition gegenüber Firmen wie SUN und Microsoft zu stärken.

Aber sieht Microsoft in Linux wirklich eine Konkurrenz zu Windows? Lange Zeit galt Microsoft als „Gegner“ von Open Source. Aber dass man sich in Redmond konstruktiv mit freier Software beschäftigt, zeigt das Microsoft-Linux-/Open-Source-Software-Lab, das von seinem Gründer und Leiter Bill Hilf im abschließenden Artikel dieses Kapitels vorgestellt wird.

Open-Source-Geschäftsmodelle stellen nicht nur Wissen der Allgemeinheit zur Verfügung, sondern führen auch zu konkurrenzfähigen Unternehmen. Dies dürfte aufgrund der vielen bereits existierenden Open-Source-Softwareunternehmen kein großes Geheimnis mehr sein. Dass aber eine Umstellung auf Open Source die Konkurrenzfähigkeit eines Unternehmens noch steigern kann, soll dieses Kapitel zeigen.